



































































































































were re-established and how Dutch industry profited from the West German “economic miracle” in the 1950s, but rather the obstacles that the Americans put up immediately after 1945. Evidently suspicious of Dutch corporate collaboration with the Nazis and keen to enforce Allied policies of decartelization and anti-monopoly, Unilever, for example, joined West German companies to delay the strict application of American antitrust rules.

Still writing within the confines of business history, Jeff Fear’s contribution reverses Wubs’s outside-in perspective by looking at how West German medium-sized family firms transformed themselves into “pocket multinationals”. His first aim is to systematize the motives that led German family enterprises to follow the “pull” of market opportunities around the globe. However, the value of his piece also lies in the close examination of seven of these companies, only two or three of which, such as Stihl and Trumpf, the reader may have heard of before.

Taking his cue from Thomas Jovovic on the need to study the fate of the German cartel tradition beyond 1945, Harm Schröter, while presumably not favoring a renewed defense of cartels, analyzes the workings of crisis-cartels that the European Commission exceptionally granted to the artificial fiber industry in the mid-1980s. He finds that such cartels were probably less expensive to the tax payer than a government effort to bail out this particular industry.

Neil Rollings and Marine Moguen-Toursel’s article taps into the debate on the role of European business associations and their relations with Brussels that they see as having divided political scientists from business history and economics. The former had adhered to a “model of the *rise* of European organized business prior to the advent” (p. 103) of the EEC. By contrast, the latter disciplines presented “an account of the *decline* of the importance of European organized business after 1945”. The authors come to an ultimately positive assessment of their role, highlighting the advantages of knowledge pooling and the building of mutual trust among the memberships.

Finally, there is the excellent contribution by Friederike Sattler and Christoph Boyer that discusses the role of economic elites in Western and Eastern Europe after 1989. They are critical of Leslie Sklair who postulated the emergence of a “transnational capitalist class”. To them, the picture is more complex, even to the extent that the notion of the emergence of transnational networks has to be modified. There is, they agree, an internationalization of Europe’s business elites and yet, at the same time, they remain rooted in the system of national institutions and governments on whose provision of material and immaterial support they continue to rely.

All in all, this volume contains a rich crop of research and argument and all of them, interestingly enough, tend to play down the role of the United States in postwar European economic and business history.

New York

VOLKER BERGHAHN

WOLFGANG MÜHL-BENNINGHAUS/MIKE FRIEDRICHSEN: *Geschichte der Medienökonomie. Eine Einführung in die traditionelle Medienwirtschaft von 1750 bis 2000*. Nomos, Baden-Baden 2012, 371 S., 34,00 €.

Es gibt sie leider immer wieder, die Bücher, die erwartungsvoll aufgeschlagen und dann rasch enttäuscht weggelegt werden: erwartungsvoll, da der erste Autor, Wolfgang Mühl-Benninghaus, ein ausgewiesener Medienhistoriker – mit dem Schwerpunkt Filmgeschichte – ist und der zweite Autor, Mike Friedrichsen, sich als Medienökonom Bekanntheit verschafft hat. Enttäuscht, da vieles an dem Buch unstimmig ist.

Zum ersten ist die zeitliche Einteilung extrem ungleichgewichtig: Die Geschichte der Medienökonomie ist auf zwei Bände angelegt. Der hier zu besprechende erste Teil behandelt die „Einführung in die traditionelle Medienwirtschaft von 1750 bis 2000“. Der zweite Teil soll das erste Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts behandeln, ist aber trotz Ankündigung bislang nicht erschienen. Die Ungleichgewichtigkeit setzt sich in Binnengliederung und Statistiken des ersten Bandes fort. Die ersten hundert Jahre, trotz ihrer punktuellen Informationen irreführend als „deutscher Medienmarkt im 18.

und 19. Jahrhundert“ überschrieben, werden auf 22 Seiten abgehandelt und um drei Tabellen ergänzt. Die nächsten hundert Jahre, merkwürdigerweise als „deutscher Medienmarkt um 1900“ überschrieben, kommen auf 70 Seiten und 26 Tabellen. Schwerpunktmäßig wird zwar die Zeit seit der Reichsgründung bis in die NS-Zeit behandelt, aber vereinzelt noch auf die Mitte des 19. Jh.s (1848) rekurriert. Das dritte Kapitel – betitelt „Der Medienmarkt nach 1945“ – behandelt auf mehr als 80 Seiten die nächsten 25 Jahre und bietet 46 Tabellen. Der vierte und letzte Abschnitt, der „Medienmarkt von 1970 bis 2000“, breitet sich auf den letzten 150 Seiten aus und bietet 67 Tabellen.

Zum zweiten enttäuscht der Zuschnitt des Buchs: Wird hier die Geschichte der deutschen oder der internationalen Medienökonomie vorgelegt? Eingangs erwecken die Autoren den Eindruck, international und komparatistisch vorgehen zu wollen, im Schwerpunkt sind es aber die deutschen Entwicklungen. Nur ab und zu, eher unsystematisch und im letzten Abschnitt verstärkt, werden internationale Bezüge hergestellt. Hinzu kommt ein zweiter unklarer Zuschnitt: Wird hier die Geschichte der Medienökonomie, d. h. der medienökonomischen Entwicklungen, geschrieben? Oder ist, wie zumindest einige Abschnitte nahelegen, eine Geschichte der Medienökonomik, d. h. der Theoriegeschichte zur Medienökonomie, gemeint?

Zum dritten enttäuschen die Sprunghaftigkeit und mangelnde Systematik der Darstellung. Am einfachsten lässt sich das mit einem Blick ins Inhaltsverzeichnis erläutern. Da handelt der Abschnitt 2.4 die Zeitungen ab, es folgt 2.5 „Medienprodukte und Innovationen“, 2.6 „Der Buch und Pressemarkt“ mit seinem zweiten Unterabschnitt 2.6.2 „Der Markt der Tageszeitungen und Zeitschriften“, gefolgt von 2.7 „Zielgruppe Massenpublikum“ mit „Bemerkungen zur Theaterentwicklung“, „Die neuen Medien Film und Tonträger“ und die „neuen Unterhaltungsmöglichkeiten – Gründe ihres Wachstums“. Abgesehen von dem schiefen Bild der Sprache (Wie kann eine Unterhaltungsmöglichkeit wachsen?): Es muss doch auffallen, dass erst die Presse gedoppelt abgehandelt und ihr dann auch noch das Massenattribut abgesprochen wird. Inhaltlich folgen dabei willkürlich Familien- und politische Zeitschriften wie die „Gartenlaube“ und die „Grenzboten“ aufeinander, Rundschauzeitschriften fehlen. Man könnte dieses Bild der Sprunghaftigkeit mit Hinweis auf Tabellenüberschriften noch unterstreichen.

Überhaupt (vierte Enttäuschung), die „Quellen“, die vielen Tabellen und deren Überschriften. Die insgesamt fast 150 Tabellen wecken den Eindruck großer Genauigkeit und exakter Recherche. Allerdings wurde aus der – zum Teil sehr alten – Literatur an Zahlenangaben übernommen, was übernommen werden konnte, ohne dass eine quellenkritische Hinterfragung nach den jeweils angewendeten statistischen Kriterien erkennbar würde. Wo neuere Arbeiten in Schaubildern exakter gewonnene Ergebnisse zu bieten haben, ließ man diese links liegen. Die meisten Tabellen verweisen, wie gesagt, auf Literatur, nicht auf Quellen. Wo Nachweise fehlen, sollte man von eigener Quellenarbeit ausgehen. Allerdings ist z. B. in Tabelle 2.20 „Vossische Zeitung“ unklar, wie die Seitenverhältnisse von redaktionellem und Anzeigenteil gemessen wurden. Unklar ist, nicht nur bei dieser Tabellenüberschrift, was Gegenstand der Tabelle ist. Dazu muss man dann schon die entsprechende Seite im Buch aufschlagen. Manche Überschriften weisen Jahresangaben auf, andere nicht; manche spezifizieren den Inhalt, andere lassen es sein.

An anderer Stelle werden mehrere Tabellen von Jürgen Kuczynski übernommen. Bei Tabelle 2.11 wird nicht darauf hingewiesen, dass es vor 1873 keine Mark gab, sondern die Druckerwochenlöhne auf Umrechnungen beruhen. Für Tabelle 2.12 zu den Postpreisen werden lokale sowie Preise für Preußen angegeben; dass zumeist nach Postrayons, mithin Entfernungen, berechnet wurde, geht unter. Unter 6. werden erst das Literaturverzeichnis und dann „Weitere Internetquellen“ angegeben, Quellen fehlen. Unter der Literatur finden sich jedoch u. a., akribisch aufgelistet, vier einzelne Ausgaben der „Phonographischen Zeitschrift“. Von den ab Jahrgang 1881 sogar lückenlos im Internet befindlichen Statistischen Jahrbüchern des Deutschen Reichs und der Nachfolgestaaten sind – wieder einzeln – ebenfalls vier Jahrgänge aufgenommen. Die große Menge systematisch auswertbarer Verbandspresse: Fehlanzeige. Ungedruckte Archivalien: Fehlanzeige. Unterscheidung von Quellen und Literatur: Fehlanzeige. So wird eine Fülle von Fakten geboten, was dem Buch aber fehlt, ist die zusammenhängende, kritische Evaluation und das heißt vor allem Prüfung auf Gültigkeit und Belastbarkeit.

Bamberg

RUDOLF STÖBER

Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 100. Band, Heft 3 (2013)

©Franz Steiner Verlag, Stuttgart

Urheberrechtlich geschütztes Material. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitungen in elektronischen Systemen.  
© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2013

JÜRGEN NAUTZ (Hg.): *Henschel und Kassel. Fallstudien zur Geschichte des Unternehmens und der Familie Henschel* (Schriften zur hessischen Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte 12). Hessisches Wirtschaftsarchiv, Darmstadt 2012, 232 S. (65 Abb., 14 Tab.), 24,90 €.

Bei der Veröffentlichung handelt es sich überwiegend um die für den Druck überarbeiteten Vorträge einer Tagung, die im Juni 2010 anlässlich der Gründung des Unternehmens Henschel & Sohn vor 200 Jahren mit Unterstützung durch die Fritz Thyssen Stiftung an der Universität Kassel veranstaltet wurde; der Druck ist durch finanzielle Zuwendungen von Industrieunternehmen aus der Region gefördert worden. Die Autoren sind mehrheitlich Angehörige der Kriegs- bzw. der ersten Nachkriegsgeneration, die der Geschichte des Unternehmens oder der seiner Erzeugnisse, den Lokomotiven, verbunden geblieben sind. Jedoch konnten auch einige junge Historiker/innen gewonnen werden. Die meisten Beiträger waren oder sind an der Universität Kassel tätig.

Abgesehen von den vielfältigen wirtschafts-, insbesondere unternehmens- und technikhistorischen Ergebnissen, die die Studien bieten, erfährt der Leser viel Wissenswertes über die Unternehmerfamilie, die Ingenieure und die in der nationalsozialistischen Kriegswirtschaft tätigen ausländischen Arbeitskräfte, außerdem über das Henschel-Museum und seine Sammlungen, die wie der Herausgeber in seinen einführenden Bemerkungen hervorhebt, wissenschaftlich noch nicht aufgearbeitet wurden. Das dürfte die Erklärung dafür sein, dass keine ungedruckten Quellen genutzt wurden.

Im Wesentlichen ist es privaten Initiativen zu verdanken, dass diese nach dem Ausscheiden der Familie Henschel Ende der 1950er Jahre erhalten geblieben sind und museal präsentiert werden. Dr. Carl-Friedrich Baumann, der ehemalige Leiter des Rheinstahl- bzw. des Thyssenarchivs, hat sich, als der Erhalt der Bestände unsicher war, durch die Verlagerung und Archivierung wichtiger Teile unbestrittene Verdienste erworben; allerdings ist dadurch zum einen der Bestand zerrissen und zum anderen nicht verhindert worden, dass weitere, nicht weniger bedeutende Teile verloren gingen.

Jens Flemming, Emeritus der neueren Geschichte, nennt die wichtigsten Stationen der Entwicklung dieses „umfangreichsten gewerblichen Etablissements am Ort“ bis in die Zeit des Zweiten Weltkriegs und kommentiert sie im jeweiligen politischen Kontext. Besondere Beachtung schenkt er der betrieblichen Sozialpolitik, insbesondere der beruflichen Ausbildung, sowie dem Einfluss der Gewerkschaften und schließlich der NSDAP. Nadine Freund, freiberufliche Historikerin, gibt einen kenntnisreichen Überblick über die aufwändige Repräsentation deutscher Unternehmen, insbesondere der Firma Henschel, auf den Weltausstellungen um die Jahrhundertwende. Zwei Diskurse betreffen einerseits den Know-how-Transfer sowie die Zuverlässigkeit und die Qualität deutscher Erzeugnisse („Made in Germany“) und andererseits die staatliche und betriebliche Sozialpolitik in Deutschland. Alfred Gottwaldt, Leiter der Abteilung Schienenverkehr im Deutschen Technikmuseum in Berlin, legt zwei tiefgründige Biographien vor, nämlich von Richard Roosen, einem der großen Ingenieure des Dampflokomotivbaus, der von 1925 bis 1966 ununterbrochen im Unternehmen tätig war, und vom „glücklosen Lokomotivkönig“ Oscar R. Henschel, der als Angehöriger der sechsten Generation das Unternehmen von 1924 bis zum Herbst 1957 führte und das letzte Familienmitglied in der Unternehmensführung war. Albrecht Hoffmann, Emeritus der Kultur- und Technikgeschichte, nennt und würdigt zahlreiche Ingenieure, die im letzten Drittel des 19. Jh.s im Dienste der Industriellenfamilie Henschel gestanden haben. Dabei lenkt er die Aufmerksamkeit auch auf die besonderen Verhältnisse im Unternehmen unter der Leitung von Sophie Henschel. Dieser Unternehmerin in einem stark von Männern dominierten Umfeld ist ein eigener Beitrag gewidmet, dessen Erarbeitung die freiberufliche Pädagogin Ortrud Wörner-Heil übernommen hat. Es ist bemerkenswert, dass Oscar Henschel in seinem Testament seiner Frau, die bereits zu seinen Lebzeiten Mitunternehmerin war, als Alleinerbin auch hinsichtlich der Unternehmensleitung unbeschränktes Verfügungsrecht eingeräumt hat. Dietfried Krause-Vilmar, Emeritus der Erziehungswissenschaft, versucht einen Einblick in das Leben und Arbeiten aus der Sicht ausländischer Arbeiter, die zum überwiegenden Teil zur Arbeit im Deutschen Reich gezwungen wurden, zu gewinnen. Dieses Kapitel der Geschichte des Unternehmens ist lange vernachlässigt worden. Die vorgelegte Bearbeitung hat mangels nicht zugänglicher oder nicht mehr vorhandener schriftlicher Überlieferung viele Lücken und lässt manche Aussagen von Zeitzeugen als nicht zuverlässig erscheinen. Thomas Vollmer, der im Autorenregister

fehlt, beschreibt und analysiert Produktion und Geschäftsentwicklung des Unternehmens während der nationalsozialistischen Zeit. Neben den Lokomotiven wurden Lastwagen, Geschütze und Panzer (Tiger), Flugzeuge und Fernlenk Waffen – Letztere unter Einsatz von KZ-Häftlingen (Mittelbau Dora) – gefertigt. Der „Selbstverantwortung der Industrie“ fehlt die Einordnung in den zeitgeschichtlichen Kontext, insbesondere in den der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Helmut Weich und Peter Zander, leitende Mitarbeiter des Henschel-Museums, geben einen kurzen Überblick über die Bestände dieser Einrichtung, wozu ausnahmsweise auch der Familiennachlass Henschel sowie „weitgehend unerschlossene“ Bestände des ehemaligen Unternehmensarchivs gehören. Hier fehlt der Hinweis auf den Bestand „Thyssen Industrie AG Henschel“ mit einem Umfang von 100 lfd. Metern und Laufzeiten von 1842 bis 1910 bzw. 1935 bis 1998 (u. a. mit Schreiben von Sophie Henschel) im ThyssenKrupp Konzernarchiv. Ein tabellarischer Anhang informiert über die Produktion, den Umsatz und die Zahl der Beschäftigten im Wesentlichen der Jahre 1920 bis 1945.

Düsseldorf

HORST A. WESSEL

ANDREW PERCHARD: *Aluminiumville. Government, Global Business and the Scottish Highlands*. Crucible Books, Lancaster 2012, 416 u. XV S., 14.99 £.

Als zentraler Rohstoff für Hochtechnologiebranchen hat Aluminium eine bemerkenswerte Karriere erlebt, wie u. a. die Arbeiten von Florence Hachez-Leroy, Cornelia Rauh und Lutz Budraß dokumentieren. Nun liegt mit Andrew Perchards *Aluminiumville* eine umfassende Darstellung zur British Aluminium Company (BACo) vor, die kaum Wünsche offen lässt. Am Beginn 1894 steht die prägende, der Energieintensität der Aluminiumproduktion geschuldete Entscheidung, die schottischen Highlands zum Standort zu wählen: Ein gigantischer Dammbau schuf dort die Voraussetzungen für die Bauxitverarbeitung. Dennoch schrieb BACo nur bedingt eine Erfolgsgeschichte, vielmehr bestand laut Perchard der Erfolg darin, trotz widriger Bedingungen über ein Jahrhundert zu überleben. Zunächst machte sich BACo aber gut. Vor dem Ersten Weltkrieg stammten 90 Prozent des britischen Aluminiums aus Schottland, zwölf Prozent der weltweiten Produktion. Das Unternehmen expandierte an zwei weitere Highlandstandorte und profitierte von der massiv wachsenden Nachfrage seit den 1930ern. Andererseits trug die britische Politik, im Zweiten Weltkrieg die günstigere und leistungsfähigere Aluminiumproduktion in Kanada zu fördern, dazu bei, BACo als globalen Anbieter in die zweite Reihe zu verweisen und zu einem Übernahmeobjekt transnationaler Konzerne zu machen. Nach einem ersten Poker, der zugunsten von US-Investoren ausging, wechselte BACo in den 1980ern erst in den Besitz der kanadischen Alcan, dann von Rio Tinto – zu einem Zeitpunkt allerdings, als nahezu alle BACo-Standorte geschlossen waren.

Was Perchards Buch so bestechend macht, ist nicht nur die detaillierte Analyse der unternehmerischen Entscheidungsprozesse, die Aufstieg und Fall von BACo erklären, sondern der weitaus breitere Ansatz, den er wählt, um die Firmengeschichte zu kontextualisieren. Seine sechs Hauptteile schildern die Entwicklung des (inter)nationalen Rohstoffmarktes und die Beziehungen zur britischen Regierung ebenso wie die Entwicklung einer distinkten Unternehmenskultur, Gesundheits- und Umweltpolitik, *community building* und die lokale Standortgeschichte. Mit anderen Worten, Perchard leistet nichts weniger als eine *histoire totale* von British Aluminium.

Im analytischen Mittelpunkt steht dabei das Selbstbild BACos als Unternehmen im Dienste der Nation. In der Tat hätte die Firma ohne staatliche Unterstützung wohl kaum dauerhaft überlebt und kam auf diese Hilfe immer wieder zurück. Als rüstungsrelevantes Unternehmen im Zeitalter diverser heißer und kalter Kriege vermochte sich BACo ebenso gut darzustellen wie als „benefactor of the Highlands“ (S. 135). Eben diese Rolle als einer der wenigen bedeutenden Arbeitgeber in einer strukturschwachen Region geriet in der in- wie externen Unternehmenskommunikation nachgerade zum „fetishistic account“ (S. 19). Mit diesem Bezug ließen sich nicht nur Subventionen einwerben, son-

dem auch teure Investitionen infolge staatlicher Gesundheits- und Umweltpolitik verzögern oder gar abwehren – selbst Beschäftigte und Gewerkschaftsvertreter waren vielfach bereit, Gesundheitsvorsorge zugunsten von Arbeitsplatzsicherheit zurückzustellen. Einen fundamentalen Wandel brachten erst veränderte politische Rahmenbedingungen – Umweltschutzpolitik, europäische Regulierung – und vor allem die Übernahme durch Alcan mit sich: Den Kanadiern galten höhere Umwelt- und Gesundheitsstandards als *assets*.

Auf der anderen Seite fremdelten die neuen Eigentümer mit der BACo-Kultur des „Dienstes“ und strebten weniger eine Sonderstellung im United Kingdom als eine Stärkung auf dem globalen Alumarkt an. Die jahrzehntelange Politik, sich auf staatliche Unterstützung zu verlassen – befördert durch ein wenig professionelles BACo-Management, das bisweilen dem Klischee des *gentlemanly capitalism* glich –, wurde überholt, aber auch die gewachsene Unternehmenskultur, die auf regionale Identitätsstiftung und Loyalität baute, weitgehend und unter Reibungsverlusten ignoriert. Für die Gemeinschaftskultur der schottischen Standorte, deren Identität aus regionaler Abgeschlossenheit, der – oft mehr angenommenen, denn realen – Highlandethnizität („a collective synapse in Scottish identity“, S. 255) und aus Berufsbildern zusammengesetzt war, wurde das Alcan-Management erst spät sensibilisiert.

Perchards Studie lässt nichts aus: die Schilderung der harten Arbeitsbedingungen, den Alltag in den Highlandkommunen, die verschiedenen Standortkulturen, die paternalistische Sozialpolitik ebenso wie den patriarchalen Umgang mit weiblichen Beschäftigten. Vielfach kommen Zeitzeugen zu Wort, die zu verstehen helfen, warum ein einfaches Klassenkampfnarrativ den komplexen Sozialbeziehungen zwischen solidarischer Vergemeinschaftung und materiellen Interessengegensätzen kaum gerecht wird. Vor klaren Urteilen scheut Perchard dennoch nicht zurück, etwa wenn es um die bewusste Inkaufnahme gesundheitsgefährdender Produktionsbedingungen durch das Management geht. Dass am Ende ein positiver Eindruck bleibt, mag der solidarischen Annäherung des schottischen Autors an eine sehr schottische Geschichte geschuldet sein und macht die Arbeit nicht nur ertragreich, sondern überdies sympathisch: ein wunderbares Buch.

Berlin

KIM CHRISTIAN PRIEMEL

TONI PIERENKEMPER: *Geschichte des modernen ökonomischen Denkens. Große Ökonomen und ihre Ideen* (UTB 3747, Wirtschaftswissenschaften). Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen u. a. 2012, 223 S., 19,99 €.

Der Titel hält, was er verspricht: Der frühere Direktor des Instituts für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Köln, Toni Pierenkemper, hat ein lesenswertes Lehrbuch zur Geschichte des modernen ökonomischen Denkens verfasst. Aus Vorlesungen erwachsen, bietet es einen guten dogmengeschichtlichen Überblick, der nicht nur für Bachelor-Studenten geeignet ist.

Im Mittelpunkt steht eine Auswahl wichtiger Interpretationen ökonomischer Sachverhalte durch hervorsteckende Zeitgenossen in ihren Epochen, d. h. der Zusammenhang zwischen wirtschaftshistorischer Theoriebildung und wirtschaftlicher Praxis, weil die ökonomische Forschung sich vorwiegend mit den drängenden Problemen der jeweiligen Epoche befasst hat. Pierenkemper gruppiert die großen Denker in vier Kapiteln: „Die Geburt einer neuen Ökonomik in England“ behandelt Smith, Malthus, Ricardo und J. S. Mill. In „Deutsche Gegenentwürfe zur englischen Klassik“ werden die Denkweisen von List, Thünen, Gossen, der Historischen Schule und Marx vorgestellt. „Die Entstehung einer internationalen neoklassischen Ökonomik“ befasst sich mit Menger, Jevons, Walras sowie Alfred Marshall. „Eine neue Ökonomik im 20. Jahrhundert“ umfasst den amerikanischen Institutionalismus (Veblen, Mitchell), die Neue Institutionenökonomik fokussiert auf North und Coase, ferner Keynes, Friedman und eine Skizze neuerer Entwicklungen wie Evolutorik, Verhaltensökonomie und Spieltheorie. Eingeraht wird die wirtschaftsgeschichtliche Darlegung der Theoriebildungen

Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 100. Band, Heft 3 (2013)

©Franz Steiner Verlag, Stuttgart

Urheberrechtlich geschütztes Material. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitungen in elektronischen Systemen.  
© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2013

einerseits durch ein einleitendes Kapitel über „Gegenstand, Methode und Denkstil der Ökonomik“, in dem gute Argumente für eine Dogmengeschichte vorgetragen werden (Relevanz der eigenen Problemstellung als Wissenschaftler, Erweiterung des Denkhorizonts, Rationalität im kritischen Diskurs, Wandel der Problemkomplexe, Orientierung), eine methodische Begründung der Ökonomik als Wissenschaft skizziert und das vormoderne ökonomische Denken resümiert werden. Andererseits gibt der Ausblick eine sehr knappe Antwort auf die Frage: „Hat die Ökonomik Fortschritte gemacht?“, nämlich: es komme auf Blickwinkel und Maßstab an.

Die Abschnitte bieten jeweils eine kurze Einbettung in die ideengeschichtliche Eigenheit der Epoche vor dem Hintergrund der drängenden wirtschaftlichen Herausforderungen und der zuvor geleisteten ideengeschichtlichen Arbeiten. Bei der Geburt der neuen Ökonomik sind dies Merkantilismus, Industrielle Revolution und die Herausforderung, alle produktiven Ressourcen der Gesellschaft umfassend zu nutzen, sowie die entstehende Dynamik durch den Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft mit der entsprechenden Wohlstandsausbreitung. Vor diesem Hintergrund entstand die politische Ökonomie der Klassik. Anschließend werden die jeweiligen Denker, beginnend mit Adam Smith, in einer Textbox vorgestellt und ihre herausragenden Werke mit den wesentlichen Theorien skizziert, eine (sehr) knappe Wertung steht zumeist am Ende des Kapitels. Graphiken illustrieren den Text, der leider mit einer kleinen Schrift komprimiert wurde.

Bei der Lektüre tritt deutlich der Nutzen der Dogmengeschichte hervor: Ökonomen haben stets versucht, Antworten auf drängende wirtschaftliche Herausforderungen ihrer Zeit zu finden. Dieser Erkenntnisprozess reicht weit zurück, er ist facetten- und perspektivenreich; Volkswirtschaftslehre ohne Dogmengeschichte ruht auf tönernen Füßen. Zugleich hätte das Thema ‚Wirtschaftskrisen‘ Anlass sein können, um stärker Fort- und Rückschritte aufzuzeigen. Die auch aus Sicht der politischen Ökonomie vernachlässigte „Österreichische Schule“ (Sozialismus-Debatte) bietet mit einer integrierten Geld-, Konjunktur- und Kapitaltheorie eine geradezu zeitlose Antwort, die heute vielfach vom Mainstream aufgenommen wurde. Anders als dargestellt unterscheidet sie sich grundsätzlich von der Neoklassik, wie die klassisch (!) Liberalen Mises und Hayek in den 1930er Jahren selbst erkennen mussten, durch das Verständnis vom Markt als Prozess, „Human Action“ statt Homo oeconomicus, Unternehmern als Entrepreneuren, dem integralen Bestandteil von Geldordnung und Institutionen etc. Ein dezidierter (wertorientierter) Standpunkt würde dem Leser eine klarere Antwort auf die Frage anbieten, ob die Ökonomik Fortschritte gemacht hat und zugleich Irrtümer wie die Arbeitswertlehre entlarven. Aber das ist nicht zuletzt eine wissenschaftspolitische Frage.

Berlin

MICHAEL VON PROLLIUS

CHRISTIAN PIERER: *Die Bayerischen Motoren Werke bis 1933. Eine Unternehmensgründung in Krieg, Inflation und Weltwirtschaftskrise* (Perspektiven 4). Oldenbourg, München 2011, 262 S., 29,80 €.

Der Untertitel dieser 2008 an der Universität Passau eingereichten Dissertation beschreibt die Entstehung der Bayerischen Motoren Werke als mehrstufigen, rund 13 Jahre dauernden Konsolidierungsprozess. Die älteste Wurzel war ein 1913 gegründetes, im Norden Münchens angesiedeltes Flugmotorenwerk, dessen Erzeugnis in Deutschland zunächst freilich nur zweite Wahl war. Bis 1917 wurde es durch Aufträge der Österreich-ungarischen Fliegertruppe leidlich über Wasser gehalten. Ein von einem neuen Chefkonstrukteur entwickelter Höhenmotor machte die Rapp Motorenwerke GmbH dann auch für die Beschaffungsstellen der bayerischen und der preußischen Militärverwaltung interessant. 1917 wurde sie in Bayerische Motorenwerke GmbH umfirmiert und 1918 zwecks Stärkung der Kapitalbasis auf Druck des Militärs in eine Aktiengesellschaft umgegründet. Fortan war der Bau von Flugmotoren – von den Jahren 1919 bis 1922, als er deutschen Firmen verboten war, abgesehen – das Brot-und-Butter-Geschäft von BMW, mit dessen Erträgen die Diversifizierung in andere Sparten finanziert wurde. Die Firma besaß in den 1920er Jahren eine Schlüsselstellung im

Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 100. Band, Heft 3 (2013)

©Franz Steiner Verlag, Stuttgart

Urheberrechtlich geschütztes Material. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitungen in elektronischen Systemen.  
© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2013



System der verdeckten Luftrüstung der Weimarer Republik, unterhielt exzellente Beziehungen zur Reichsregierung und wurde vom Reichsverkehrsministerium und vom Reichswehrministerium mit Entwicklungs- und Produktionsaufträgen unterstützt. Ein bedeutender Teil ihres Gewinns stammte aus sog. „Russengeschäften“, d. h. Lieferungen nach Russland im Zusammenhang mit der Kooperation der Reichswehr mit der Roten Armee.

Seit 1922 stand BMW im Alleineigentum von Camillo Castiglioni (ein aus Triest stammender „Austro-Italiener“, der zur Inflationszeit mit dem An- und Verkauf von Unternehmensbeteiligungen reich geworden und so etwas wie der Hugo Stinnes der Alpenrepublik war). Um das darin liegende Außenpolitik-Risiko abzubauen, und weil Castiglioni BMW durch ein ausgeklügeltes System der verdeckten Gewinnausschüttung ausplünderte, wurde er 1926 ausgebootet. Auf Betreiben der o. g. Ministerien übernahm ein inländisches Konsortium unter Führung der Deutschen Bank die Kontrolle über die BMW AG.

Andere Kapitel behandeln die Managementkultur der Firma BMW, die Arbeitgeber-Arbeitnehmer-Beziehungen zur Demobilmachungs- und zur Inflationszeit, den Ausbau des Produktionsprogramms und die Entwicklung von Bilanzkennzahlen. 1923 schuf sich BMW durch den Einstieg ins Motorradgeschäft ein zweites Standbein. Der Bau schwerer Motorräder ist mit dem Flugmotorenbau verwandt. Er diente BMW in erster Linie dazu, die Auslastung des Betriebs zu verstetigen und die Facharbeiter zu Zeiten, in denen das Hauptgeschäft schwächelte, halten zu können. Aus ähnlichem Beweggrund – und weil man erwartete, dass das Motorrad als Fahrzeug des Kleinen Mannes nach und nach durch den Kleinwagen ersetzt werde – betrieb BMW ab 1924 den Einstieg ins Automobilgeschäft. Zunächst entwickelte BMW in Kooperation mit den Schwäbischen Hüttenwerken Wasseralfingen einen Leichtbau-Kleinwagen. 1928 entschied sich BMW aber zum Erwerb der überschuldeten Fahrzeugfabrik Eisenach, die einen Kleinwagen der Firma Austin in Lizenz baute. Die Weltwirtschaftskrise machte den Automobilbau für BMW zunächst zu einem riesigen Verlustgeschäft. Schon Ende 1929 diskutierte die BMW-Geschäftsführung über dessen Verlegung ins Werk München, 1931 sogar über den Rückzug aus dem Automobilgeschäft. Die Pläne wurden nicht in die Tat umgesetzt, weil kein Käufer für das Werk Eisenach zu finden war, und weil man die riesigen Kosten der Restrukturierung scheute. Erst die Motorisierungspolitik der Nationalsozialisten machte die Automobilsparte von BMW profitabel.

Der Einleitung zufolge orientiert sich Pierer an einer von der Betriebswirtschaftlichen Organisationslehre entwickelten Theorie der Unternehmensgründung. Im Fortgang verzichtet er aber fast ganz darauf, auf dieses spröde Konstrukt Bezug zu nehmen, was dem Text nicht geschadet hat. Der ist im Wesentlichen chronologisch aufgebaut, faktenorientiert, leicht verständlich und komprimiert geschrieben. Die Arbeit ist solide aus Primärquellen recherchiert. Weil die im BMW-Konzernarchiv überlieferte Firmengeschichte für die Zeit vor 1945 große Lücken aufweist, stützt sich Pierer in hohem Maße auf die „Gegenüberlieferung in Verbands-, Unternehmens- und staatlichen Archiven“ (S. 3) und Akten der Stadtarchive München und Eisenach. Für die Zeit nach 1926 ist der Bestand Deutsche Bank im Bundesarchiv Berlin die bedeutendste Quelle.

Tübingen

REINER FLIK

CHRISTINE SAUER/ELISABETH STRÄTER (Hg.): *Die Nürnberger Hausbücher. Die schönsten Handwerkerbilder aus dem Mittelalter*. Reprint Verlag/Primus u. WBG, Darmstadt/Leipzig 2012, 207 S. (205 farb. Abb.), 49,90 €. [im Folgenden: I]

CHRISTINE SAUER (Hg.): *Handwerk im Mittelalter*. Primus u. WBG, Darmstadt 2012, 192 S. (132 zumeist farb. Abb.), 39,90 €. [im Folgenden: II]

Das mittelalterliche Handwerk hat seit einiger Zeit wieder verstärktes Interesse gefunden, meist wird dabei – wie in den beiden vorliegenden Bänden – die frühe Neuzeit eingeschlossen. Großformatig

Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 100. Band, Heft 3 (2013)

©Franz Steiner Verlag, Stuttgart

Urheberrechtlich geschütztes Material. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitungen in elektronischen Systemen.  
© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2013

gestaltet beeindruckend durch ihren Bilderreichtum, der vollständig (I) bzw. im Wesentlichen (II) aus den Hausbüchern der Mendelschen und Landauerschen Zwölfbrüderstiftungen zu Nürnberg geschöpft ist. Stiftungszweck war es, in jeweils einem Brüderhaus zwölf Männern einen gesicherten Ruhestand zu ermöglichen. Von der Stiftung des Patriziers Konrad Mendel (†1414) sind drei illustrierte Handschriften in Papier, von jener des Montanunternehmers Matthäus Landauer (†1515) zwei in Pergament erhalten. Sie sind in ihrer Art einzigartig, dabei orientieren sich die Landauerschen Bände am Mendelschen Vorbild, sodass ein gleicher Buchtypus entstand: Vom frühen 15. Jh. bis zum Jahr 1806 ist jedem Bruder eine Seite gewidmet. Jeder trägt die Brudertracht seiner Zeit, ist arbeitend oder mit den Zeichen seines Berufs dargestellt, außerdem findet sich meist oben auf jedem Blatt eine kurze biografische Notiz.

Die Stadtbibliothek Nürnberg, an der die Herausgeberinnen wirken, hat 2009 eine thematisch sehr gut nutzbare Gesamtedition der 1.321 Abbildungen online gestellt (<http://www.nuernbergerhausbuecher.de>). Die nun gedruckte Teiledition (I) präsentiert nach einer kompakten Einleitung (I, S. 5–13), die alles Notwendige über die Stiftungen, den Charakter der Hausbücher und die Ikonographie aussagt, eine stattliche Bildauswahl in alphabetischer Reihenfolge der Berufe (I, S. 14–206). Diese wiederum, 145 an der Zahl, sind im Register nach Gruppen geordnet. Zumeist handelte es sich dabei um Handwerker, doch finden sich in deutlich geringerer Anzahl auch Bauern, Krämer, Händler, Kaufleute und dienstleistende Berufe wie Boten, Türmer, Zöllner, Ballenbinder, Fuhrleute, Warenprüfer u. a. m.; überdies sind die Stiftungsschaffner und seit 1582 die Köchinnen dargestellt. Einige Gewerke dürften heute nahezu unbekannt sein wie die Federschmücker, Flindleinschlager, Heftelmacher, Kardenmacher, Wildrufdreher oder Reffträger. Da ist es hilfreich, dass einige Zeilen auf jeder Bildseite erklären, wer dargestellt und womit er beschäftigt ist.

Auffällig ist der ikonographische Wandel: Ursprünglich beherrschte die „szenische Darstellung des arbeitenden Handwerks“ (I, S. 7) mit einer klaren Identifizierbarkeit des Berufes die Abbildungen, dazu gehörten bestimmte Handgriffe und Einblicke in die Werkstatt mit Werkzeug und Materialien. So ist z. B. bei dem Kalamalmacher nicht dessen Gesicht, wohl aber sind dessen Artikel, nämlich Schreibzeugbehältnisse, zu sehen. 1596 änderte sich zunächst in der Landauerschen, dann 1613 in der Mendelschen Stiftung Buchführung und Ausgabenpraxis mit der erkennbaren Folge, dass seit dem frühen 17. Jh. die Brüder ihr Konterfei selbst bezahlten. War ehemals eine Porträtdarstellung post mortem so gut wie ausgeschlossen, so legten fortan die neuen Auftraggeber zu Lebzeiten großen Wert auf eine sorgfältige Wiedergabe in Ganz- oder Halbfigur. Die Individualität rückte in den Mittelpunkt, das Handwerk wurde zum Attribut.

Wesentliche Teile ihrer Einleitung hat Sauer auch dem zweiten von ihr herausgegebenen Band vorausgeschickt. Wer beide Bände nutzt, der wird in 43 Fällen auf dieselben Bilder in unterschiedlichen Formaten stoßen, mindestens 45 finden sich ausschließlich in den „Hausbüchern“ (I), 26 nur in dem Sammelband (II), allerdings stehen hier die Bilder nicht für sich, sondern erklären die Produktionszusammenhänge, weswegen verschiedentlich Fotoaufnahmen von Rohstoffen (z. B. Knochen), Produkten (z. B. Steinzeug, Glasmalerei, Gewichtsätze) oder Werkstatteinrichtungen (z. B. Drehbank) beigegeben werden.

Auch beim „Handwerk im Mittelalter“ (II) handelt es sich um ein Kompendium, das freilich ganz auf eine systematische Behandlung von zwölf Berufsgruppen ausgerichtet ist. Bei neun geht es um die Herstellung oder Bearbeitung von Nahrungsmitteln (R. Reith), Edelmetall und Edelstein (T. Eser), Eisen, Zinn und Kupfer (S. Hauschke), Textilien (M. Langbein), Keramik (H.-G. Stephan), Holz (T. Schindler), Leder sowie Bein, Horn und Elfenbein (J. P. Zeitler) und Glas (H. Bernert). Das Bauhandwerk (H. Stiewe) wird in seiner durchaus unterschiedliche Gewerke erfassenden Zusammenarbeit gesehen, die Bildhauerei (A. v. Ulmann) in ihrer besonderen Innovationsfähigkeit beschrieben und die Papierherstellung (C. Sauer) in einem System von Handel, Information und Kommunikation begriffen. Dem allen ist eine Gesamtdarstellung der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung des Handwerks (R. Reith) vorangestellt, die alle Beiträge perspektivisch erschließt und zusammenbindet. Eine solche branchenorientierte Darstellungsweise, wie sie Sauer entworfen hat, ist leider viel zu selten zu bemerken, sie hat aber den eindeutigen Vorteil, dass die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Handwerken und ihrer Kundschaft klarer zu erkennen sind. Dies betrifft die

Lieferung und Verarbeitung von Rohstoffen, Arbeitstechnik, vorbereitende oder begleitende Teilanfertigung, Herstellung des eigentlichen Produktes, abschließende Veredelung ebenso wie Nachfrage und Nutzung. Gerade das Nürnberger Handwerk war hoch spezialisiert, so waren etwa die Harnischmacher und Harnischpolierer unterschiedliche Berufe, auch stellten Hutmacher nur Hüte, nicht aber die Hutschnüre her. Doch, das ist in den Ausführungen der Beitragenden deutlich zu erkennen, das Handwerk gerät erst dann richtig in den Blick, wenn über das „zünftische“ Handwerk hinausgesehen wird: Bei den Nahrungsberufen kam es nicht nur darauf an, was Müller, Bäcker und Metzger, sondern auch was Fischer, Wirte, Köche, Weinprobierer und sogar Säustecher leisteten, die alle mit den Qualitätserwartungen ihrer Kunden rechnen mussten. Die Entwicklung der Uhrmacherei wie die der Gewichtherstellung ist ohne den Handel, der Zeit und Maß in festen Größen benötigte, undenkbar. Wer nach solchen weiteren Ausblicken und Zusammenhängen sucht, wird in diesem Handwerkskompendium reiche Auskünfte finden.

Beide Bände führen überdies bestens den Nachweis, dass gute Handwerksgeschichte eigentlich nicht ohne Bildquellen auskommen kann.

Wilnsdorf bei Siegen

RAINER S. ELKAR

SUSANNE SCHÖTZ (Hg.): *Leipzigs Wirtschaft in Vergangenheit und Gegenwart. Akteure, Handlungsspielräume, Wirkungen (1400–2011)* (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig 3). Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2012, 504 S. (107 Abb., 3 Tab. u. Diagr.), 62,00 €.

Beim Thema „Leipziger Wirtschaft“ dürften dem interessierten Leser „Handel“, „Buch“ und „Messe“ einfallen. Tatsächlich werden diese Aspekte in dem reichhaltigen Sammelband eingehend und mehrfach diskutiert, doch werden noch deutlich mehr Sektoren behandelt und finden sich zeit- und sozialgeschichtlich profilierte Beiträge, die ganz Neues bringen.

Das erste große Kapitel „Handwerk, Handel und Gewerbe im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Leipzig“ wird durch einen großen und kundigen Überblick von Uwe Schirmer eingeleitet. Die Handels- und Marktbeziehungen Leipzigs werden durch Manfred Straube, Enno Bünz und Markus A. Denzel gewichtig präsentiert. Marcel Korge behandelt soziale Sicherungssysteme des Handwerks, Carla Calov das öffentliche Bauen als Wirtschaftskraft und Katharina Middell die Hugentotten in wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Hinsicht. Die Herausgeberin Susanne Schötz liefert einen innovativen Beitrag über „verbotene Praktiken“ im Detailhandel, besonders von Frauen, die sich gegen Behinderungen durch die Zunftkramer wehrten und zum eigenen Lebensunterhalt und dem ihrer Familien beitrugen.

Im zweiten Buchabschnitt, „Aufbruch ins Industriezeitalter“, akzentuiert Michael Schäfer das spannungsvolle Wechselverhältnis zwischen lokalen Handelsinteressen und der Industriefinanzierung Sachsens durch Leipziger Kaufleute sowie die Konkurrenzverhältnisse mit Chemnitz. Alexander Walther bringt Angaben zum dynamischen Einwohnerwachstum – Leipzig entwickelte sich bis 1900 zur viertgrößten Stadt Deutschlands. Dazu passen zwei Artikel von Anett Müller über Kommunale Leistungsverwaltung und Wirtschaftsförderung sowie von Thomas Nabert über künftige Möglichkeiten, der Öffentlichkeit die Gründerzeit im Sinne eines „Aufbruchs zur Bürgerlichkeit“ zu präsentieren. Thomas Keiderling arbeitet die räumlichen Clusterbildungen in der Buchbranche sowie technische und organisatorische Innovationen heraus.

Im dritten Teil, „Wirtschaft und Unternehmen im 20. Jahrhundert“, informiert Thekla Kluttig über Quellen zur Leipziger Unternehmensgeschichte im Staatsarchiv Leipzig. Die weiteren sieben Beiträge zeigen, wie lokale Wirtschaftsgeschichte immer stärker von übergreifenden politischen Interventionen abhing: Zunächst beleuchtet Steffen Held die Aktivitäten jüdischer Unternehmer in der Rauchwarenindustrie, die 1938 aufgrund von Emigration endeten. Markus Kaufhold berichtet über die Zurückdrängung des kommunalen Einflusses auf die örtliche Messe im Nationalsozialismus

und Thomas Abbe über die „Ausplünderung der Leipziger Juden im ‚Dritten Reich‘“ durch das Auktionshaus Hans Klemm. Dem Autor gelingt es, die sehr zahlreichen Nutznießer der angeordneten oder erpressten Versteigerungen im politischen Apparat und in der Stadtgesellschaft zu benennen. Starke politische Akzente zeigen sich ebenso bei Ramona Bräu über die Rüstungsfirma Hugo Schneider AG und bei Oliver Werner über die ganz schwierige Situation der Leipziger Wirtschaft im System der DDR-Planwirtschaft. Francesca Weil schildert sehr differenziert den Betriebsalltag von Frauen im Leipziger Arzneimittelwerk und analysiert den Rückzug ins Private während der letzten Phase der DDR. Ingrid Sonntag und Carmen Laux bieten ebenfalls sehr gelungen eine Geschichte des Reclam-Verlags „im Spiegel seiner Messestände“ bis zu seinem schmerzhaften Ende.

Schließlich zeigt Mario Gäbler im letzten Kapitel, „Boomstadt Leipzig? Leipzig nach der Wiedervereinigung“, ambivalente Aspekte der an Bedeutung verlierenden, aber noch existierenden „Buchstadt“ auf. Rita Fleischer und René Schumann präsentieren die Fakten einer grundsätzlich positiv eingeschätzten Wirtschaftsentwicklung nach 1990 bis heute, und der aus der Praxis kommende Autor Martin Buhl-Wagner behandelt generelle Trends der internationalen und lokalen Messeentwicklung.

Der materialreiche und professionell redigierte Band mit seinen vielfach auf neuen Quellen basierenden Originalarbeiten lohnt sich nicht nur für alle, die an der Leipziger Stadt-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte interessiert sind, sondern er beleuchtet auch weitere regionale, nationale und internationale Zusammenhänge. Besondere Qualität erhält er durch die inhaltlich weiterführenden Forschungsbeiträge zum 20. Jh.

Saarbrücken

CLEMENS ZIMMERMANN

DAVID J. STARKEY/INGO HEIDBRINK (Hg.): *A History of the North Atlantic Fisheries. Volume 2: From the 1850s to the Early Twenty-First Century* (Deutsche Maritime Studien 19). Hauschild, Bremen 2012, 336 S. (64 Abb., 16 Tab.), 42,00 €.

Fischerei bildet ein eher randständiges Thema in der Wirtschaftsgeschichte, zumindest in Mitteleuropa, wo dieser Wirtschaftszweig nur an wenigen küstennahen Standorten Struktur prägend war und überdies seit den 1970er Jahren stark an Bedeutung verloren hat. Nichtsdestoweniger bildet die Fischerei nicht zuletzt durch ihren meist transnationalen Charakter und den Bezug zu Themenfeldern wie Gemeingütern und – meist nicht-nachhaltiger – Ressourcennutzung einen lohnenden Forschungsgegenstand. Seit 1995 hat die North Atlantic Fisheries History Association (NAFHA) bislang 13 Konferenzen an Standorten rings um den Nordatlantik organisiert, um die wirtschaftlichen, soziokulturellen, politischen, technischen und ökologischen Aspekte der Fischereigeschichte dieser Region zu untersuchen. Neben regelmäßig erschienenen Tagungsbänden („Studia Atlantica“) ist aus der NAFHA eine zweibändige Überblicksdarstellung, „A History of the North Atlantic Fisheries“, hervorgegangen, deren erster Band (Frühgeschichte bis Mitte des 19. Jh.s) 2009 erschienen ist. Nun liegt auch der von David J. Starkey (University of Hull, Großbritannien) und Ingo Heidbrink (Old Dominion University, Norfolk, USA) herausgegebene zweite Band vor, der die Zeit von den 1850ern bis in die Gegenwart abdeckt. Im Unterschied zum ersten, rein regional gegliederten Band, verfolgt der zweite Band, dessen 14 Beiträge von 15 Autoren aus zehn Nationen verfasst wurden, einen zweifachen Ansatz und enthält sowohl thematische als auch regionale Kapitel.

Auf die Einleitung von David J. Starkey folgt als erster thematischer, überregionaler Beitrag Chris Reids Untersuchung der landseitigen Lieferketten für Fisch einschließlich Verarbeitung und Verbrauch. Den technologischen Wandel bei Fang und Verarbeitung auf See stellt Ingo Heidbrink dar und erläutert, weshalb deutsche Unternehmen für den Großteil des 20. Jh.s die Technologieführerschaft besaßen. Die gewerkschaftliche Organisation der Fischer und ihre unfallträchtige Arbeitswelt behandelt der Beitrag von Colin J. Davis, der sich allerdings auf zwei Fallstudien aus Großbri-

tannien und den USA nach 1945 beschränkt. Søren Byskov analysiert u. a. Marktintegration, Geschlechter- und Familienbeziehungen sowie religiöse Vorstellungen in den vom Fischfang lebenden Gemeinden. Die Fischereipolitik im Spannungsfeld von Regierungen, Wissenschaft und Fischern sowie die Kommunikation zwischen den drei Gruppen beleuchtet Jennifer Hubbard. Das Seerecht bildet den Gegenstand des Beitrags von Richard A. Barnes, der darlegt, wie durch die Auseinandersetzungen um die zunehmend übernutzte Ressource Fisch die Freiheit der hohen See zugunsten der Uferstaaten zurückgedrängt wurde.

Im ersten regional ausgerichteten Beitrag untersuchen Bjørn-Petter Finstad und Julia Lajus die norwegische und russische/sowjetische Fischerei in der Barentssee. Robb Robinson widmet sich den Nordseeanrainerstaaten einschließlich Großbritanniens und Irlands. Die Fischerei Portugals und Spaniens untersuchen Ernesto López Losa und Inês Amorim, während das Kapitel von Gudni Th. Jóhannesson die mittelatlantischen Inseln, also Island, die Färöer und Grönland, zum Gegenstand hat. Konzeptionell aus der Reihe fällt der Beitrag von Matthew McKenzie über die US-amerikanische und kanadische Fischerei, in dem er über zweckrationales Denken als Ursache der Überfischungskrise reflektiert. Martin Wilcox schildert, wie und warum die Fischereiflotten der Nordatlantikanrainer nach 1945 in andere Ozeane expandierten und sich das Geschäft mit Fisch globalisierte. Schließlich spannt David J. Starkey im Schlusskapitel noch einmal einen weiten Bogen, der beide Bände des Werkes umfasst.

Wie bei Sammelbänden nicht unüblich könnte man sich eine vollständigere und zugleich ausgewogenere Abdeckung des Themas wünschen. So erscheint die Behandlung der gewerkschaftlichen Organisation nur anhand zweier Beispiele etwas willkürlich und es erstaunt, dass allen Nordseeanrainern, darunter Großbritannien, die Niederlande und Deutschland, zusammen nur etwa gleich viel Platz eingeräumt wurde wie Island, den Färöern und Grönland. Frankreich fehlt praktisch komplett, während die zeitweise im Nordatlantik sehr aktiven Ostblockstaaten UdSSR, Polen und DDR nur am Rande auftauchen. Gerade da schon aus Platzgründen nicht jeder denkbare Aspekt mit einem eigenen Kapitel gewürdigt werden kann, hätte ein Register diesem Band gut getan. Vor allem aber kommen die Fische selbst zu kurz, d. h. obwohl die Einleitung umweltgeschichtliche Aspekte als Teil der Fragestellung nennt, erfährt man über die Veränderungen der marinen Ökosysteme kaum etwas, das über generelle Hinweise auf sinkende Fischbestände hinausgeht.

Ungeachtet solcher Kritikpunkte stellt „A History of the North Atlantic Fisheries“ eine beeindruckende Summe der bisher vorliegenden Forschungen dar. Dieser Band bildet daher den unumgehbaren Ausgangspunkt für alle künftigen Arbeiten auf diesem Gebiet.

Saarbrücken

OLE SPARENBERG